

Christus und die Seinen als Fremde in der Welt

„Fremd“ wird das genannt, was mit etwas anderem nicht ganz zusammengehört. Werden im Neuen Testament diese Bezeichnung und entsprechende Begriffe (alβtrios – „andersartig“, pároikos – „Beisasse“, xénos – „Gast“ u.a.) auf Christus oder die Christen bezogen, dann handelt es sich um eine relative Abgrenzung von Juden und Heiden mit ihren Traditionen und Einrichtungen oder überhaupt von der Welt im Sinne der materiellen Umgebung und der säkularen Gesellschaft. In der Tat ist die Abgrenzung immer relativ, indem ein dialektisches Verhältnis zwischen Fremdsein und Verbundenheit besteht. Wenn das Fremdsein betont wird, findet sich im Kontext ein Bewußtsein der entweder aufgehobenen, nicht wesentlichen oder gar nicht existierenden Verbindung mit dem Gegenpol, meistens auch das Gefühl einer missionarischen Verantwortung dafür.

I.

Bei den *Synoptikern* zeigt sich die Dialektik schon in den Angaben über die Geburt Jesu. Sozial stammte Jesus durch seinen Pater familias Joseph von David ab (Matth. 1, 17. 20; Luk. 1, 27. 32), aber physisch war seine Geburt eine Wirkung des heiligen Geistes (Matth. 1, 20; Luk. 1, 35), so daß er als ein Fremder zur Welt kam. In der Herberge gab es keinen Platz für ihn (Luk. 2, 7). Seine ersten Besucher, die Hirten und die Weisen, kamen von auswärts (Luk. 2, 8; Matth. 2, 1). Weil ein grausamer König das Christkind bedrohte, zog die Familie nach Ägypten und ließ sich dann in Nazareth nieder (Matth. 2, 14. 23). Fremdsein war von Anfang an das Schicksal Jesu. Gleichzeitig war er vom Ursprung her mit Israel verbunden, wie es sein Stammbaum (Matth. 1, 1-17; Luk. 3, 23-38) und verschiedene Aussagen über seine Geburt und seine Funktion zeigen (Luk. 1, 54. 69; 2, 11. 49).

Auch die Inauguration der Tätigkeit Jesu durch seine Taufe war von der genannten Dialektik geprägt. Johannes hielt sich in der Wüste auf, und seine Kleidung und Speise unterstrichen die Abgrenzung von der jüdischen Gesellschaft (Mk. 1, 2-6). Aber er wollte als Prophet die Kinder Abrahams warnen

und das Kommen des Messias bereiten (Matth. 3, 9 - Luk. 3, 8; Matth. 3, 11 par.). Bei der Taufe Jesu konkretisierten der offene Himmel, der heilige Geist und die göttliche Stimme die Andersartigkeit des Gottessohnes (Matth. 3, 16 f. par.). Doch eben als Vertreter der jenseitigen Wirklichkeit sollte er die Erfüllung der alttestamentlichen Verheißungen bringen, wie es die Stimme Gottes bestätigte (Zitate aus Ps. 2, 7; Jes. 41, 8; 42, 1).

Bei der Schilderung der galiläischen Tätigkeit Jesu haben Matthäus und Markus zunächst das positive Verhältnis des Meisters zu Israel hervorgehoben (Matth. 10, 6; 15, 24: die Schafe vom Hause Israel; Matth. 15, 26 - Mk. 7, 27: das Brot den Kindern vorbehalten). Allmählich aber wird ein Überschreiten der Volksgrenze angedeutet (Matth. 15, 27 - Mk. 7, 28: auch die „Hunde“ dürfen essen; Matth. 21, 41 - Mk. 12, 9 - Luk. 20, 16: der Weinberg wird von anderen übernommen; im Kontext des Matthäus weitere Gleichnisse über die Expansion). Damit hängt die Ablehnung Jesu durch verschiedene Kreise des jüdischen Volkes zusammen, vor allem die Pharisäer (Matth. 13, 57 par.). Nach dem Lukasevangelium hat der Bruch zwischen Jesus und den Juden von Nazareth bei seiner ersten Predigt in Galiläa begonnen, und schon damals hat Jesus seine Sendung zu den Heiden angedeutet. Wegen der Skepsis solcher Kreise wurde Jesus teilweise zu einem Fremden in seinem Volke.

Nach einer Zweiertradition hatte der Menschensohn im heiligen Lande keinen Platz, wo er sein Haupt hinlegen konnte (Matth. 8, 20 - Luk. 9, 58). Nach einem bekannten matthäischen Gleichnis wird der Menschensohn beim Weltgericht darauf hinweisen, daß er und seine Jünger als Fremde umhergezogen sind und daß beim Gericht über alle Völker entscheidend sein wird, ob die Menschen seine Brüder beherbergt haben oder nicht (Matth. 25, 35. 43). Das besonders im Markusevangelium hervortretende Prinzip des Messiasgeheimnisses drückt auch das Fremdsein Jesu gegenüber der Volksmenge aus (Mk. 1, 25 usw.).

In entsprechender Weise stellen die Synoptiker die Jünger Jesu als Fremde im Verhältnis zur jüdischen und heidnischen Umgebung dar. Mit ihrem Gebet sollen die Jünger nicht Aufsehen erwecken, sondern im Verborgenen vor Gott treten (Matth. 6, 6; gegen diese Regel sündigen immer noch manche kirchliche Manifestationen). Nicht auf der Erde, sondern im Himmel soll die Kirche ihre Schätze sammeln (Matth. 6, 20 - Luk. 12, 33). Zwischen der Frömmigkeit der Pharisäer oder der Täuferjünger und dem Evangelium besteht ein ähnlicher Unterschied wie zwischen einem alten und neuen Stoff oder einem alten und neuen Wein (Matth. 9, 16 f. par.). Wer dem Mei-

ster nachfolgen will, muß die Bande zu Vater und Mutter lösen und sein Leben ganz einsetzen (Matth. 10, 37-39; Luk. 14, 26 f.; 17, 33; ähnlich Matth. 16, 25 par.). Die politische Gesellschaft besteht aus Fremden, die christliche Gemeinde aus Freien (Matth. 17, 26). Unter den Jüngern äußert sich wahre Größe nicht im Herrschen, sondern im Dienen (Matth. 20, 26). Beim kommenden Gericht über alle Menschen wird der am Himmel erscheinende Menschensohn die Treuen von den anderen Menschen trennen und zu sich nehmen (Matth. 24, 31 - Mk. 13, 27; Luk. 21, 28. 36).

II.

Nach dem J o h a n n e s e v a n g e l i u m ist Christus als das ewige, aus dem Jenseits zu den Menschen gekommene Wort und Licht (Joh. 1, 1. 7. 14) ein Fremder gegenüber dem Kosmos, der von Finsternis beherrscht wird und das Himmelslicht ablehnt (1, 5. 11). Dieser präexistente Gottessohn allein kennt die göttliche Wirklichkeit in vollem Ausmaß, und aus seiner Fülle haben alle Offenbarer des alten Bundes geschöpft (1, 15-18). Weil er nicht aus dem Kosmos stammt (8, 23), ist sein Reich von dieser Welt verschieden (18, 36). Trotzdem bleibt der Bezug zu Israel zentral. Christus kam zu seinem eigenen Volk, obwohl von seinem Eigenen nur wenige ihn empfangen (1, 11 f.). Als der Vollender der alttestamentlichen Heilsgeschichte erklärt Jesus im Gespräch mit der samaritanischen Frau: das Heil kommt von den Juden (4, 22). In diesem heilsgeschichtlichen Sinne ist Jesus als der König der Juden gekreuzigt worden (19, 19).

Die zum Empfang des Logos bereiten Menschen haben das Vorrecht erhalten, Gottes Kinder zu werden (1, 12). Blut und Boden spielen für sie keine Rolle mehr, sondern Gott ist durch ihre Neugeburt in der Taufe ihr Vater (1, 13). Nur der von oben her durch Wasser und Geist geborene Mensch kommt in das Reich Gottes (3, 3-5). Zwischen den Sphären des Fleisches und des Geistes besteht ein absoluter Unterschied, und die Menschen des Geistes sind den Menschen des Fleisches so fremd wie der Wind, dessen Ursprung und Endziel letztere gar nicht kennen (3, 6-12). Die an Jesus glaubenden Juden sind mit der Wahrheit im Sinne der göttlichen Ewigkeit verbunden und dadurch frei von der Lüge im Sinne der teuflischen Zerstörung („die Wahrheit wird euch frei machen“, 8, 32). Materiell sind auch die Verstockten unter den Juden die Nachkommen Abrahams, aber der Patriarch freut sich nicht über Nachkommenschaft in diesem Sinne, sondern über die gegenwärtige Wirklichkeit des Messias, den Glauben an den Logos und den

Sieg über den Tod (8, 37. 51. 56).

Jesus wurde von der Welt gehasst, und so werden auch seine Jünger von der Welt gehasst sein, weil sie nicht von der Welt stammen, sondern durch Christus zur Freiheit von der Weltsphäre ausgewählt worden sind (15, 18. 19b). Denn die Welt liebt das Eigene (15, 19a), aber in den Jüngern entdeckt sie etwas ganz anderes, und dieses fremde Element irritiert die Menschen (ähnlich 17, 14).

Andererseits ist Jesus der Ausdruck für die Liebe des Vaters zu den Menschen (3, 16). Deshalb bittet er schließlich den Vater darum, er möge trotz der Feindschaft des Kosmos die Jünger in der Wahrheit heiligen, so daß sie mit dem verkündigten Logos zu den Menschen hinausgehen können (17, 17-19). Sie sollen den Kosmos zum Glauben bringen, das heißt: zur Einsicht, daß Gott seinen Sohn in die Welt gesandt hat (17, 21. 23).

Auf diese Weise beleuchtet das Johannesevangelium die Dialektik des Begriffs der Fremdheit in kosmischer Perspektive. Zwischen dem ewigen Himmelslicht und der zeitlichen Finsternis besteht ein substantieller Gegensatz, und das Licht wird von der Welt abgestoßen (1, 5). Christus und die Christen sind daher Fremde im Verhältnis zum Judentum und Heidentum, ja überhaupt zur materiellen und sozialen Welt. Ihr bereits vor der Schöpfung existenter Logos wird andererseits von ihrer gegenwärtigen Predigt vertreten, und mit diesem inkarnierten Logos sollen die Jünger in den Kosmos hinausgehen, um das widerspenstige Volk und die egoistische Welt für Erlösung und Einheit zu gewinnen (17, 17-24; 20, 21).

III.

In der Stephanusrede, in den Paulusbriefen und in den Kirchenbriefen wird das Leben des Gottesvolkes in der Fremde unter anderen Aspekten betont, indem nämlich die auf jüdisches oder heidnisches Volkstum bezogenen Ideale und Bestrebungen abgelehnt werden.

1. Stephanus wurde von Zionisten aus der jüdischen Diaspora beschuldigt, durch seine Predigten das Gesetz und den Tempel zu verletzen (Apg. 6, 9-14). In seiner Rede vor dem Hohen Rat faßte er zur Verteidigung die Geschichte der Offenbarung von Abrahams Berufung bis zu Salomos Tempelbau zusammen (7, 2-50). Dabei wurde durch Zitate des Gesetzes demonstriert, wie sich Jahwe den Patriarchen und Moses immer wieder in fremden Ländern offenbart hatte. Josua und die Väter wurden bei der Landnahme von einem das himmlische Heiligtum abbildenden Tabernakel beglei-

tet, und David bat Jahwe auch im Sinne des Himmelreichs um eine Wohnung für Israel. Salomo aber baute ein materielles Heiligtum, und das war ein Fehlgriff, denn Jahwe wohnt überall in seiner Schöpfung und ist nicht ortsgebunden.

In dieser Verteidigungsrede erwähnte Stephanus besonders, daß Abraham in Mesopotamien berufen und zur Auswanderung von dort aufgefordert wurde (7, 2 f.), daß er in Palästina keinen Landbesitz bekam (7, 5) und daß seine Nachkommen als Gastarbeiter in einem fremden Lande leben sollten (7, 6). Beim ersten Patriarchen war also die Verheißung nicht auf das heilige Land oder die heilige Stadt des Judentums beschränkt. Ähnliches gilt für Joseph, der in Ägypten seinen Vater und seine Brüder vor Hungersnot rettete, wobei auch ihre spätere Beerdigung in Samarien gegen die Bindung der Heilsgeschichte an nationaljüdisches Wesen spricht (7, 9-16). Vor allem wuchs der Gesetzgeber Moses in Ägypten auf, wo er von Gott gerettet und am Hof erzogen wurde. Wegen der Eifersucht eines Landsmanns mußte er als Fremder in Midian leben und bekam dort Söhne. In der Wüste Sinai offenbarte sich ihm der Gott Abrahams, Israels und Jakobs und erklärte den Platz für heilig, bevor er Moses als Erlöser des Volkes nach Ägypten und als Vermittler des Gesetzes wieder nach Sinai sandte (7, 19-38).

Trotz der Errettung aus der Knechtschaft zog Israel in der Wüste das Materielle vor und stellte einen Opferkult und eine Sternanbetung an (7, 39-43). Moses hingegen gestaltete das Heiligtum in der Wüste als Abbild des himmlischen Tempels aus, und dieses geistige Heiligtum stärkte Josua und die Richter bei der Landnahme. David bat dann Jahwe um einen festen Wohnplatz für Israel (7, 44-46), und das sollte auf das Himmelreich hinweisen, aber Salomo verstand es materiell und baute das Tempelhaus in Jerusalem, obwohl der Welterschöpfer auf kein Menschenwerk angewiesen ist (7, 47-50).

Mit solchen Argumenten verteidigte sich der christliche Hellenist Stephanus gegen die nationalistischen Ankläger, die für die Heiligkeit Zions eiferten und seine Verbindung mit den Griechen bekämpften. Er betonte das Fremdesein des Gottesvolks in der Heilsgeschichte.

2. P a u l u s formulierte im Hinblick auf die Kirche das Prinzip (Gal. 3, 26-29): „Wir sind alle Söhne Gottes durch den Glauben an Christus Jesus. Alle, die auf Christus hin getauft wurden, haben sich mit Christus bekleidet. Hier findet sich weder Jude noch Grieche, weder Sklave noch Bürger, weder Mann noch Frau. Denn ihr seid alle eins in Christus Jesus. Wenn ihr aber zu Christus gehört, dann eben seid ihr Same des Abraham, Erben laut Verheißung.“ Durch die Taufe wird also der Mensch verwandelt, indem er mit Chri-

stus so eng verbunden bleibt, daß ihm Nationalität, Sozialstufe und Geschlechtstyp nichts mehr bedeuten. Paulus erklärte das so: „Ich lebe nicht mehr, sondern Christus lebt in mir“ (2, 20). In diesem Sinne bilden wir Getauften eine neue Menschheit und leben nach unserer Taufe nur als Fremde weiter auf dieser Erde. Gleichzeitig zeigt das angeführte Pauluswort, daß gerade die Zugehörigkeit zu Christus die echte Abstammung von Abraham konstituiert. Gott hatte Abraham aufgrund seines Glaubens eine gesegnete Nachkommenschaft verheißen, und diese kam durch Christus und die Menschen des christlichen Glaubens zustande (3, 8. 14. 16). So ist Abraham nach der Verheißung der Stammvater vieler Nationen geworden (Röm. 4, 17). In dieser Perspektive harmoniert bei Paulus die Abgrenzung der Erwählten des Neuen Bundes vom Judentum und Heidentum mit ihrer Verbindung zur Geschichte des Alten Bundes.

Dabei ist Paulus von der Sonderstellung seiner jüdischen Landsleute in der Weltgeschichte überzeugt geblieben. Unter allen Völkern stehen die Juden dem Evangelium am nächsten, denn ihnen gehören ursprünglich die Verheißungen, die Patriarchen, sogar Christus nach dem Fleische, und das Gotteswort kann nicht aufgehoben werden (Röm. 9, 4-6). Sie zeigen auch großen Eifer für Gott, nur daß sie nicht seine mit Christus gekommene Gerechtigkeit anerkennen, sondern ihre eigene suchen (10, 1-4). Gott hat sein Volk nicht verstoßen, denn ein Rest ist Gott treu geblieben. Das sind die Christen unter den Juden, durch welche die Heiden zum Glauben gekommen sind. Schließlich wird das große Mysterium eintreten, indem das Judentum im Anschluß an das Heidentum zur Bekehrung gelangt (11, 1-36).

Neben dieser horizontalen Dialektik in dem von Paulus geschilderten Verhältnis zwischen dem Alten und Neuen Bund weisen seine Aussagen über das Fremdsein der Christen auch eine vertikale Polarität auf, nämlich wo es sich um das Verhältnis zwischen irdischer und himmlischer Existenz handelt. Besonders deutlich kommt das in einem Gleichnis zum Ausdruck, das Paulus im Briefwechsel mit den Korinthern angebracht fand, weil er unter ihnen als Zeltmacher gearbeitet hatte (Apg. 18, 3). Unsere irdische Zeltstätte, so bemerkte er, ist der Auflösung nahe, wir sehnen uns nach der himmlischen Wohnung (2. Kor. 5, 1-3). Wir sind einfach nicht auf der Erde zu Hause. Solange wir im Leibe bleiben, sind wir von Christus entfernt, und wir möchten lieber auswandern und beim Herrn eingebürgert werden (5, 6-8). Jedoch bleibt das Leben vorläufig in der Schwebelage, und ob wir nun aushalten müssen oder auswandern dürfen, ist das Wohlwollen des Herrn unser Anliegen (5, 9).

Diese heroische Sehnsucht nach dem, was oben, d. h. jenseits ist, kommt auch in Mahnungen des Paulus zum Ausdruck. Gegen die Judaisten, die in Philippi nationale Ambitionen vertraten, betonte er den Unterschied zwischen einer Erwartung des Heils vom irdischen Staatswesen und vom himmlischen Bürgertum her (Phil. 3, 20, πολίτευμα). Weil wir Getauften mit Christus gestorben sind, haben wir das Gute nicht auf dieser Erde zu suchen, sondern müssen nach oben schauen, wo Christus zur Seite Gottes thront (Kol. 3, 1-3; τὰ ἀνώ ζήτητε).

Mit ergreifenden Worten hat Paulus die Dialektik zwischen Leben in der Welt und Leben für den Herrn im 1. Korintherbrief ausgedrückt: „Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel für den in euch wirkenden heiligen Geist ist, den ihr von Gott bekommen habt? Denn ihr seid für einen teuren Preis erkaufte worden“ (1. Kor. 6, 19f.). „Das aber betone ich, Brüder, die Zeit ist konzentriert, damit von nun an die Verheirateten wie nicht Verheiratete seien, die Trauernden wie nicht Trauernde, die Feiernden wie nicht Feiernde, die Erwerbenden wie nicht Behaltende, die in der Welt Verkehrenden wie nicht davon Profitierende. Denn die Struktur dieser Welt vergeht (7, 29-31) In ihrer sozialen Umgebung führen die Gläubigen ein Fremdendasein wegen der Wirkungen des Geistes bei ihnen, wegen ihrer Zugehörigkeit zu Christus und wegen der Intensität der Endzeit. Jedoch leben sie immer noch in der Gesellschaft und haben den Menschen gegenüber soziale Verpflichtungen, wie es Paulus im vorhergehenden Kontext bezüglich der Ehe festgestellt hatte.

3. In den **K i r c h e n b r i e f e n**, zu denen auch der Hebräerbrief gezählt werden mag, wird das Fremdendasein der Gemeinde Jesu Christi teils im Verhältnis zum Judentum und teils im Verhältnis zum Heidentum erwähnt.

Auf eine der Stephanusrede entsprechende Weise illustriert der **H e b r ä e r b r i e f** den Unterschied zwischen Judentum und Christentum mit Hilfe von Erinnerungen an das Fremdendasein der Väter (Hebr. 11, 5-40). Dabei war das Anliegen des Verfassers die Ablehnung einer judaistischen Strömung unter den zeitgenössischen Christen. Sowohl die Patriarchen und Mose, sowohl die Richter, Könige und Propheten wie auch die Makkabäer lebten und wirkten im Vertrauen auf die kommende messianische Seligkeit, kümmerten sich also nicht um einen materiellen Besitz des jüdischen Landes. Hinsichtlich der Patriarchen schrieb der Verfasser zusammenfassend (11, 13-16): „Diese starben alle im Glauben, ohne die Erfüllung der Verheißungen erlebt zu haben, indem sie aber diese in der Ferne sahen und begrüßten

und indem sie bekannten, daß sie Fremde und Beisassen in der Welt waren. Durch solche Aussagen geben die Betreffenden an, daß sie ein Vaterland suchen. Hätten sie an jenes Land gedacht, aus dem sie ausgewandert waren, hätten sie Zeit zur Rückkehr gehabt. Sie streben aber jetzt nach einem besseren, nämlich himmlischen Land. Deswegen schämt sich Gott nicht, ihr Gott genannt zu werden (d. h. der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs). Er hat ihnen ja eine Stadt vorbereitet (d. h. das himmlische Jerusalem).“ In Bezug auf Joseph und Moses betonte der Verfasser den Auszug Israels aus Kanaan bzw. aus Ägypten (11, 22. 27). Daß die Makkabäer in die Berge flüchteten und in Grotten lebten, diene ihm als Hinweis auf die Pflicht der Christen, sich von einer verweltlichten Gesellschaft zu distanzieren (11, 38).

Jesus starb ebenso außerhalb der heiligen Stadt, und zu ihm sollen wir Christen hinausgehen, um außerhalb des jüdischen Lagers seine Schmach geduldig zu tragen (13, 12 f.) „Denn wir besitzen hier keine bleibende Stadt, sondern wir suchen die kommende“ (13, 14).

Der erste P e t r u s b r i e f mahnte zur religiösen Abstandnahme vom Heidentum, gleichzeitig aber zur sozialen Solidarität mit der Gesellschaft. Hier heißt es unter anderem: „Geliebte, ich ermahne euch als Beisassen und Fremdlinge, euch der fleischlichen Begierden zu enthalten, die gegen die Seele streiten. Achtet auf euren guten Wandel unter den Heiden. Indem diese euch als Verbrecher verleumden, sollen sie aufgrund eurer guten Werke, die sie sehen, Gott am Tage der Heimsuchung (d. h. wenn Gott sich ihnen erschließt) preisen“ (1. Petr. 2, 11 f.). In religiöser Hinsicht sind die Christen nunmehr Fremde in der heidnischen Umgebung, zu der sie vorher gehörten; in sozialer Hinsicht haben sie aber immer noch Pflichten gegen die römische Gesellschaft zu erfüllen. Wenn die Heiden der Umgebung von Gott „heimgesucht“, d. h. vom Wort Gottes getroffen werden, dann werden sie unter dem Eindruck der guten Werke der Christen zum Glauben kommen. Letzteres wurde im Petrusbrief mit einer Wendung ausgedrückt, die in der Bergpredigt ein Hauptmotiv bildet, denn Jesu bekannte Worte: „die Menschen sollen eure guten Werke sehen und somit euren Vater in den Himmeln preisen“ (Matth. 5, 16) entsprechen der oben angeführten Aussage: „sie sollen aufgrund eurer guten Werke, die sie sehen, Gott am Tage der Heimsuchung preisen“. Im aktuellen Kontext und auch sonst mahnt der Petrusbrief zugleich zur Abstandnahme von und zur Solidarität mit der profanen Gesellschaft. Mahnungen zur Reinerhaltung des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung verbinden sich mit einem Eifer für die Bekehrung der Menschheit zu Christus.

IV.

Die dialektische Perspektive des Fremdendaseins ist für das ganze Neue Testament charakteristisch. Einerseits leben Christus und die Christen als Fremde in der weltlichen Gesellschaft, ob es sich nun um die zunächst jüdische oder später um die heidnische Umgebung handelt. Ihre wirkliche Heimat liegt jenseits der Sinnenwelt, und die bei den Getauften vorausgesetzte Sinnesänderung (*metánoia*) bedeutet Umorientierung des Interesses vom weltlichen zum ewigen Horizont. Andererseits haben diese Fremden unter den Menschen missionarische Pflichten, und dazu gehört auch die Erfüllung der sozialen und politischen Aufgaben in der Gesellschaft.

Zwei notorische Tendenzen der theologischen Produktion und der religiösen Strebungen der Gegenwart bilden Entgleisungen von der neutestamentlichen Polarität zwischen Fremdendasein und Solidarität in Bezug auf die menschliche Gesellschaft. Die eine Tendenz besteht in der Einschränkung des Denkens auf Anthropologie, Soziologie, Politik und andere immanente Aspekte, indem die Einsicht über das Fremdendasein und die Heiligkeit der Christenheit unterdrückt wird. Die andere Tendenz findet ihren Ausdruck entweder in einer religiösen Selbstbespiegelung oder in einem politischen Odium *generis humani* (Haß auf das Menschengeschlecht), was in beiden Fällen die Solidarität mit der Gesellschaft verhindert und entweder auf Isolation oder Utopie hinausläuft, wobei die Nächstenliebe anderen Interessen untergeordnet bleibt.

Ein nützlich Gegengewicht zu solchen divergierenden Tendenzen findet sich in der organischen Dialektik des neutestamentlichen Begriffs der Fremdheit. Auch in kritischen Momenten der Vergangenheit hat diese Dialektik inspirierend gewirkt und die Gläubigen davor bewahrt, Evangelium und Gesellschaft auseinanderzureißen. In der Spätantike lehnte Augustin durch sein Werk „*De Civitate Dei*“ (413 – 426 n. Chr.) die Anklage eines Kirchenkampfes gegen das Römerreich ab und wies auf das gleichzeitige Bürgerrecht der Christen im himmlischen und im weltlichen Reich hin. In der Reformationszeit bekämpfte Luther vor allem in seiner Schrift „*Von weltlicher Obrigkeit*“ (1523) sowohl die traditionelle Tendenz zur religiösen Isolation wie die aktuelle zur politischen Revolution, indem er die vitale Abhängigkeit eines jeden Gläubigen vom geistlichen und vom weltlichen Regiment Gottes betonte, d. h. vom evangelisch orientierten Reich zur rechten und vom gesetzlich dirigierte Reich zur linken Hand Gottes.